

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 4 (1909-1910)
Heft: 1

Artikel: Die Pflicht
Autor: Goeringer, Irma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Pflicht.



Ulla Rothe ging mit raschen festen Schritten am Seequai entlang. Ihre kräftige Gestalt reckte sich in gesundem Behagen, aus ihren munteren klugen Augen sprühte die Freude an dem sonnendurchleuchteten Tag, dem wolkenlosen Himmel und den blaugrünen Wassern des Sees. Einmal, auf ihrem zielbewußten Gang, tastete sie nach der Tasche ihres Rockes und lächelte. Ihre Augen strahlten noch froher, ihre Brust hob sich noch freier. Sie beschleunigte ihre Schritte.

An einer Bootverankerungsstelle blieb sie stehen.

„Kann ich die ‚Möwe‘ haben, Röbi?“

Ein braunverbräunter Bursche trabte über die hohldröhnenden Bretter des Steges. Grinsend deutete er mit der Hand auf ein schmuckes Boot, das leicht an seiner Kette schaukelte.

Ulla Rothe schwang sich in den Rachen und faßte nach den Rudern. „Ich will allein fahren, Röbi“.

Der Bursche, der die Kette gelöst hatte und eben nachspringen wollte, trat schweigend zurück. Ulla nickte ihm zu, Röbi zog seine Mütze und gab dem Boot noch einen kräftigen Stoß. Das war seine Art, freundliche Gefühle auszudrücken. Den Mund tat er nicht gerne auf.

Ulla ruderte mit weitausholenden Schlägen. Den Hut hatte sie abgelegt, die Ärmel der Bluse über die Ellbogen gestreift. Die nackten weißen Arme glänzten in der Sonne, und mit einem stillen Lächeln beobachtete das Mädchen das Spiel der Muskeln unter der straffen Haut.

Nach einer Weile sah sie sich prüfend um. Kein Boot in der Nähe, kein Dampfer in Sicht, niemand, der ihr über die Schulter schaute, wenn sie ihre Andacht hielt. Und Andacht war es für sie den Brief zu lesen, den ersten Brief, den ihr der Liebste geschrieben.

Keinen Platz hatte sie gewußt, der so geeignet dazu war, als der See, auf dem sie bei jedem leidlichen Wetter gemeinsam gerudert, Abend für Abend, im Frühling und Sommer, wenn die schweren Türen der Klinik hinter ihnen zugefallen waren, und sie sich selbst gehören durften.

Sie zog die Ruder ein und holte vorsichtig den Brief aus der Tasche. Mit liebkosenden Blicken las sie die Aufschrift: Fräulein Dr. med. Ulla Rothe, Zürich-Fluntern.

Wie zierlich er schrieb. Gar nicht in der berüchtigten frackeligen Doktorhandschrift. Keiner würde bei diesen gleichmäßigen feinen Zügen an einen Mediziner denken. Eher an einen Gelehrten! Und war er das nicht auch?

Deutlicher als je seit ihrer Trennung stand die Gestalt des Geliebten vor ihr. Mit dem Brief in ihrem Schoß, die Augen auf seine Schrift gerichtet, schuf ihr die Erinnerung das Bild des Fernen, Zug um Zug, das Äußere und das Innere.

Wo sie ihn zuerst gesehen? An dem vorteilhaftesten Platze für einen tüchtigen Menschen — in seinem Beruf. Sie trat ihr Probejahr an der Frauenklinik an, und der Professor überwies sie seinem ersten Assistenzarzt.

Ella kannte ihn. Sie hatte einen Aufsatz von ihm in der „Medizinischen Wochenschrift“ gelesen, geistreiche Untersuchungen über Gehirnerkrankungen. Ihn an der Frauenklinik zu treffen, wunderte sie. Nach einigen Tagen, als sie ihn auf den Aufsatz hin anredete, erklärte er es ihr.

„Mein Vater ist praktischer Arzt. Sein Wunsch sieht mich als seinen Nachfolger. Er hat eine ausgezeichnete Praxis. Ihm zuliebe arbeite ich hier. Meine eigene Neigung zieht mich zur Psychiatrie, besonders an den Studiertisch. Aber ich werde wohl meines Vaters Wunsch erfüllen müssen.“

Er sagte es mit einem fast entschuldigenden trüben Lächeln. Ella dachte: Das ist wohl eine Geldfrage. Es wird kein Vermögen da sein, und als Privatdozent braucht man Geld. So muß der arme Kerl seinem wissenschaftlichen Verlangen entsagen.

Von nun an begegnete sie ihm mit achtungsvollem Mitleid. Sie bewunderte auch seine Geduld mit den armen Patientinnen, die ihn oft über Gebühr in Anspruch nahmen. Der Professor lobte seine sicheren Diagnosen und verließ sich ganz auf ihn.

Eines Tages mußte sie ein Medikament aus dem Arbeitszimmer des Assistenzarztes holen. Es sollte ein Versuch mit dem neuen Präparat gemacht werden, und die Schwester kannte die Flasche nicht. So bat sie der Professor selbst zu gehen, da Dr. Guttmann auf einer anderen Abteilung und schwer erreichbar war.

Ella Rothe fühlte auf dem Weg eine Beklemmung, die in keinem Verhältnis zu dem harmlosen Auftrag stand. Sie klopfte ein paarmal an und öffnete schließlich, als alles still blieb, zögernd die Türe. Erstaut maß sie den Raum, den sie sich in Gedanken als kahles Klinikzimmer vorgestellt. Hier aber deckte ein schwerer, echter Teppich den Boden, ein kunstvoll geschnitzter Renaissanceschreibtisch wurde von einem wundervollen venezianischen Kronleuchter beschienen, Gobelins deckten die Wände und in einer Ecke stand eine köstliche Nachbildung des Michelangeloschen Moses. Jeder Gegenstand im Raume und auf dem Schreibtisch verriet hohen künstlerischen und Geldwert.

Daß es nicht der Kanton Zürich war, der in dieser üppigen Weise die Zimmer der Klinikassistenten ausstattete, konnte sich die junge Ärztin wohl denken. Wenn aber Dr. Guttman diese Pracht geschaffen, dann mußte er entweder Schulden machen oder sehr reich sein.

Noch am gleichen Tage erfuhr Ella Rothe, daß Dr. Paul Guttman der Sohn eines Millionärs war. Am Abend forderte er sie zum erstenmal auf, mit ihm eine Bootfahrt zu machen.

Als sie in der Abgeschlossenheit des Bootes und dem nahen Beieinandersein, das die Vertraulichkeit fördert, die klugen ernsten Züge des Arztes prüfte, sagte Ella Rothe plötzlich aus ihren Gedanken heraus laut und vorwurfsvoll: „Ich verstehe es nicht.“

Dr. Guttman schaute fragend auf: „Was verstehen Sie nicht?“

Errötend und ein wenig verlegen stieß sie heraus: „Ihre Entsagung! Daß Sie die Praxis Ihres Vaters übernehmen wollen ohne Freude daran. Ich dachte, Sie seien arm und müßten es deshalb tun. Aber nun ich weiß, daß das Geld keine Rolle spielt, verstehe ich nicht, warum Sie nicht bei der Psychiatrie bleiben und Privatdozent werden? Ihnen macht ja nur die Wissenschaft Freude, nicht die praktische Tätigkeit. Und nichts steht Ihnen im Wege, nichts, nichts —.“

„Nur der Wunsch meines Vaters“, sagte Paul Guttman sanft. „Und sein Wunsch ist mir heilig.“

„Wenn es aber nicht Ihr eigener ist? Sie müssen doch in Ihrem Beruf leben! Sie haben wohl das erste Recht daran, Ihr Leben nach Ihrer Veranlagung, nach Ihrer Sehnsucht einzurichten! Wie kann ein Vater darüber bestimmen!“

„Würden Sie etwas gegen den Willen Ihrer Eltern tun?“ fragte Dr. Guttman ruhig.

Ella sah ihn erstaunt an. „Sicherlich, wenn ich der Überzeugung bin, daß mein Entschluß für mich das Richtige ist. Wissen Sie nicht, daß ich gegen den Willen der Meinen studierte? Keiner wollte etwas davon wissen. Ich bin ganz einfach durchgebrannt. Ich hatte ein kleines Kapital von meiner Großmutter geerbt, davon lebte ich. Vater wollte es mir zuerst nicht auszahlen. Aber er gab nach, als ich ihm mit gerichtlicher Klage drohte!“

„Mit gerichtlicher Klage?“ Paul sah das Mädchen entsetzt an. „Wie konnten Sie nur! Nun haben Sie sicher Ihre Eltern verloren. Das verzeiht wohl kein Vater.“

„Aber ja!“ Sie lachte, ein ehrliches, frohes Lachen. Er hat längst verziehen. Zuerst freilich wollte er nichts mehr von mir wissen. Ich ließ ihn auch in Ruh; schrieb nie. Nur die Zeugnisse sandte ich ihm ein, jedesmal nach einem Examen — von der Matura an. Und als er meine Staatsexamensnoten gelesen, schrieb er mir: „Du hast Recht

behalten, mein Töchterchen, komm heim.“ Ich machte aber erst noch meinen Doktor, und dann — als ich fix und fertig war — alles sauber und bestens erledigt — da fuhr ich nach Hause und wurde empfangen wie ein Sieger. Und heute sind die Eltern fest überzeugt, daß sie selbst nie etwas anderes als den medizinischen Beruf für mich gewollt haben.“

Wieder klang ihr helles Lachen über den See. Solch ein mutiges stolzes Lachen, wie es nur der kennt, der dem Leben den Meister gezeigt und dabei nicht Schaden genommen hat am Frohsinn seiner Seele.

„Sie sind ein glückliches Geschöpf, Fräulein Ella“, sagte Dr. Guttmann leise, und es schwang wie Sehnsucht in seinem Ton.

„Wer hindert Sie ebenso glücklich zu sein?“ rief Ella übermütig. „Folgen Sie meinem Beispiel, und Sie werden Ihr Ziel erreichen.“

„Das kann ich nicht!“

„Warum nicht? Was hindert Sie? Die Gefühle Ihres Vaters?“

„Meine eigenen!“ Das fiel schwer und hart von seinen Lippen. Ella hob erschrocken die Hand:

„Ich dachte doch —“

„Hören Sie mich an, liebes Fräulein. Vielleicht verstehen Sie mich dann. Ich bin Jude, wie Sie wissen. Aber nicht nur nach dem äußerlichen Bekenntnis — in den innersten Regungen meiner Seele. Ein jüdischer Sohn steht nicht auf gegen den Willen seines Vaters. Mein Vater ist ein alter Mann. Seines Lebens Traum sieht mich an seiner Stelle, sein Werk fortsetzend, sich an ihm freuend, seinen eigenen müden Leib der Sorge des Sohnes anvertrauend. In diesem Sinne wurde ich erzogen, in dieser sicheren, ihn beglückenden Voraussetzung lebt mein Vater. Er wartet nur darauf, seine Arbeit in meine Hände zu legen. Soll ich den alten Mann enttäuschen? Soll ich ihm die Früchte seiner Ernte vorenthalten? Soll er ein einsames Alter haben? In meiner Vaterstadt ist keine Universität, ich müßte fern von den Meinen leben. Bepflanzen kann ich sie nicht. Sie sind im Hause ihrer Väter geboren, sie wollen auch dort sterben, wo sie gelebt haben. Und auch dieses Los werde ich mit ihnen teilen! Haben Sie kein Verständnis hierfür, Fräulein Ella?“

Sie schwieg und sah an ihm vorbei. Mutlose Ergebung war nicht ihre Sache. Sie denkt, daß man ein Unrecht gegen die eigene Begabung begeht, unterdrückt man sie aus übertrieben empfindsamen Gefühlsrück-sichten.

Das sagte sie ihm schließlich, rückhaltlos und mit einem starken Gefühl für seine Persönlichkeit.

Er gab ihr vieles zu, bestritt anderes, und als sie endlich an Land stiegen, hatten sie erregte Züge und jedes fühlte das Verlangen zu überzeugen und eine Einigung zu erzielen. Deshalb verabredeten sie

eine Ruderpartie für den nächsten Tag. Und in der Zeit, die bis dahin verstrich, sammelte jedes Gründe und treffende Beweismittel, so daß sie gerüstet wie zu einem Kampfe zur Bootsfahrt kamen.

Viele solcher Fahrten folgten und brachten bald dem einen, bald dem anderen Sieg oder Niederlage. Bis eines Tages ein Drittes in ihnen übermächtig wurde, ein Drittes, in dem die Uneinheit unterging, das ausgleichend und zärtlich die Seelen zueinander führte, daß sie nur noch eines wollten: die Liebe zwischen Mann und Weib.

Ella gab sich mit der rückhaltlosen Hingebung ihrer starken Natur, der zärtlichen Empfindung hin, und in Paul Guttmann sprühte das sinnliche Temperament des Orientalen in hellen Funken auf, die Schatten seines Wesens erhellend und erwärmend.

Es war eine glückliche Zeit. Ein Geben und Nehmen ohne Wägen, ein stolzes Steigern des Besten in ihnen.

Und in diesen Tagen gewann Ella großen Einfluß auf den Geliebten. Es gelang ihr, seine Sehnsucht nach einem eigenen persönlichen Leben, nach der vollen Entfaltung seiner Begabung so sehr zu stärken, daß er sich entschloß dem Vater seine Wünsche zu unterbreiten und um seine Einwilligung zu kämpfen. Nur das konnte sie nicht erreichen, daß er schon von Zürich aus an den Vater schrieb. „Ich will persönlich mit ihm sprechen“, sagte Paul Guttmann, und dabei beharrte er.

Ella gab schließlich nach. Sie vertraute ihrer Macht. Denn darüber waren sie sich ohne gegenseitige Empfindlichkeit klar geworden: nur wenn Paul Guttmann, fern von seiner Familie ein Heim gründete, konnte Ella als seine Frau mit ihm leben. Im Kreise seiner Angehörigen, in der Gemeinschaft einer, wenn auch nicht dem Ritus, doch der Tradition nach jüdischen Familie, war kein Platz für sie. Ein rauher deutscher Eichenbaum gedeiht nicht in Treibhausluft.

So ließ Ella Rothe ihren Freund ohne Bangen ausziehen, um ihr gemeinsames Glück zu kämpfen. Sie hatte ihm den Abschied nicht mit Tränen verbittert. Ihre lieben Augen ruhten bei dem letzten Händedruck in gläubigem Vertrauen auf seinem blassen nervösen Gesicht, und ihr Mund sprach ermunternde Worte.

„Schreibe mir erst nach vierzehn Tagen“, sagte sie zu ihm. Ich will nicht, daß du die Aussprache mit deinem Vater überstürzest. Sei erst eine Weile zu Hause, bis du, in einer geeigneten Stunde mit deinem Verlangen hervortrittst. Du sollst, unbeeinflusst von meinen Briefen, die Luft daheim einatmen und prüfen, ob sie dir nicht die Brust beklemmt. Darum laß uns vierzehn Tage nichts von einander zu hören bekommen — ich werde in Geduld warten. Dann aber wirst du dir Klarheit errungen haben und mir Gewißheit geben können.“

* * *

Eine Woche nach Guttmanns Abreise, wurde Ella zum Professor gerufen.

„Wollen Sie nach Indien gehen?“ fragte er sie in seiner kurzen, bestimmten Art. „Man hat bei mir angefragt, um eine tüchtige Ärztin. Indische Frauen dürfen nicht von Männern behandelt werden. Die Mission nimmt sich der Sache an. Sie erhalten freie Station und ein sehr günstiges Fixum. Allerdings müssen Sie sich auf drei Jahre verpflichten. Haben Sie Lust?“

Ella überlegte einen Augenblick. Dann sagte sie mit einem freien Ausblick: „Darf ich Ihnen in acht Tagen Antwort sagen?“

„Bekomme ich dann eine endgültige Antwort?“

„Jawohl, Herr Professor.“

Sie wurde entlassen. Ein wenig betäubt ging sie nach Hause. Sie war unzufrieden mit sich. Warum schlug sie das Anerbieten nicht rundweg aus? Sie wußte doch, daß sie über ihr Schicksal bereits entschieden hatte. Oder lebte doch noch ein Zweifel in ihrem Herzen?

Die nächste Woche verging in Unruhe und Grübelei.

Dann, mit einem Schlage, war das alles vorbei — in der Sekunde, als sie pünktlich nach der verabredeten Zeit Paul Guttmanns Brief in Händen hielt.

Und nun — hier — wo sein erstes Liebeswort an ihr Ohr geklungen, wo sie mit ihm gekämpft hatte, um sein Selbst — hier wollte sie ihren Siegespreis empfangen, den Preis ihrer Liebe und ihres Kampfes.

Paul Guttmann schrieb:

Meine liebe Ella!

Die Wartezeit ist verstrichen. Ich schreibe dir, wie du es gewollt, ehrlich und ohne Rückhalt. Du weißt, ich bin karg in Worten, es fällt mir schwer, das, was ich in der Seele trage, aus mir heraustreten zu lassen, mündlich, wie mit der Feder. So mag dir vielleicht kalt klingen wie ich schreibe, und doch wird mir das Herz fast zerrißen von glühendem Schmerz.

Ella, mein liebes tapferes Mädchen, versuche mir zu verzeihen, wenn ich dir Weh bereite — ich kann meinen Vater nicht verlassen. Erschreckend gealtert und müde traf ich ihn an, und sein erstes Wort an mich lautete: „Nicht wahr, mein Sohn, du wirst mich nie mehr verlassen?“ Und als ahne der Greis, welche Gedanken mich bewegen, fragt er mich täglich mit rührender Bitte: „Du läßt mich nicht mehr allein? Versprich es mir, mein Junge“.

Und ich — ich habe es ihm versprochen!

Halte mich nicht für feig — ich tue meine Pflicht, ich muß sie tun, wenn ich in mir selbst Ruhe finden soll. Ich kann mein Gewissen

nicht belasten mit der Enttäuschung meines Vaters. Stärker als die Sehnsucht nach freiem Schaffen, stärker als selbst — verzeihe mir — das wundersüße Glück, das du mir bereiten wolltest — mit unüberwindbarer Kraft fesseln mich die Bande der Sohnesliebe, der Sohnes-treue, der Sohnespflichten.

Vergib mir, wenn ich dir nicht halte, was wir uns, die Wirklichkeit vergessend, wonnevoll ausmalten. Du, mein Kind, würdest anders handeln als ich — ich weiß es. Mir ist dies unmöglich. Ich bin an der Grenze meines Wesens angekommen, an der Grenze, die mir durch Erziehung, durch Vererbung — ja — durch meine eigene Überzeugung gezogen ist.

Willst du es noch hören, daß ich tausendfachen Segen auf dein Leben wünsche, dankend aus innigstem Herzen für den Sonnenschein, den du in unvergeßlichen Tagen in meine Dämmerung gegossen? Ich werde dich immer lieb haben.

Dein armer Paul.

*

*

*

Köbi, der Bootverleihersohn stand und spähte mit scharfen Augen über den See. Kam denn die „Möwe“ noch nicht zurück? So lange war das Fräulein noch nie geblieben, aber sicher ruderte sie, das wußte der Köbi. Und doch schaute er in Unruhe immer wieder über das Wasser nach dem schlanken Boot und seiner Herrin. Ahnte seine einfache Seele, daß draußen auf dem See in dem schmalen Fahrzeug ein Kampf ausgefochten wurde, in dem Leben und Tod um ein junges Menschenherz stritten?

Endlich, als sich Köbi schon an einem anderen Boote zu schaffen machte, bereit auszufahren und zu suchen was nicht heimfinden wollte, hörte er einen bekannten Pfiff. Die „Möwe“ kam heran.

Köbi half beim Anlegen. Sein Blick, der fröhlich grüßen wollte, schweifte erschreckt ab. Lachen und stolzer Mut waren aus dem ihm so vertrauten Mädchengesicht gewichen. Ein steinerner Ernst hatte die jungen Züge gewandelt zu herber Reife.

Wieder, wie schon einmal, hatte Ella Rothe einen Kampf bestanden, aber diesmal auch Schaden genommen an dem Frohsinn ihrer Seele — einen tödlichen Schaden —.

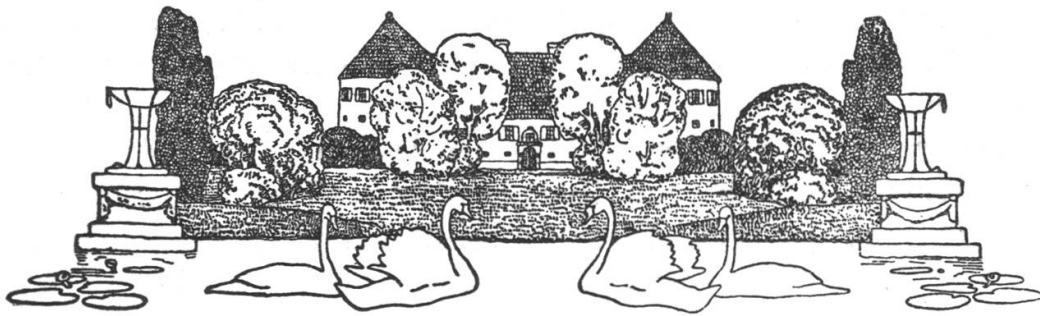
Betroffen wog Köbi das Fünffrankenstück, das Ella ihm reichte. Verlegen suchte er in seiner Tasche nach Kleingeld. Sie wehrte ihm: „Lassen Sie nur. Behalten Sie das Geld. Ich komme nicht wieder, Köbi. Leben Sie wohl!“

Noch ein langer trauriger Blick über den See. Weit draußen trugen die Wasser in winzige Fetzen zerrissen den Brief, der ein Leid gebracht, das mit Eiseshauch die Blüenträume einer Liebe vernichtet.

Das Leid selbst aber würde sobald nicht von der Seite Ella Rothes weichen. Darin hatte sie sich ergeben. Sie war ein starker Mensch, und auch sie wußte von einer Pflicht. Das Anerbieten des Professors wies ihr den Weg dazu.

Und vor des schweigsamen Röbi sinnenden Blicken schritt eine aufrechte Seele vom Grabe ihres Glückes heim zum Herde ihrer Arbeit.

Irma Goeringer.



Ein „klassisches“ Urteil.

Von Konrad Ernst.



Manngfach sind die Urteile, die man, namentlich zur Reisezeit, in Zeitungen, Zeitschriften und sonstigen der Druderschwärze sich beugenden Publikationen, über die Schweiz zu lesen bekommt. Gute und schlechte Urteile. Die guten nimmt man mit jener nonchalanten Selbstgefälligkeit hin, die der Besitz eines so schönen Landes wie die Schweiz ist, erweckt und vergift sie dann. Über die schlechten entrüstet man sich zwischen Frühstück und Mittagessen ein wenig und — vergift sie dann auch. Sie sind für uns, wie für die Wertung der Schweiz in den Augen des Auslandes ziemlich bedeutungslos, und man kann ruhig darüber zur Tagesordnung schreiten. Anders verhält es sich mit Urteilen, die infolge des Rufes ihres Verfassers und den Stellen, wo sie zum Abdruck und Nachdruck gelangen, geeignet sind, in der öffentlichen Meinung des Auslandes und namentlich bei deren gebildeten Vertretern, die die Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennen, ein schiefes Bild zu erwecken.

Ein solches Urteil fand ich jüngst aus Viktor Hehns, des bekannten Kunsthistorikers, Buche: „Italien, Ansichten und Streiflichter“ im „Kunstwart“ abgedruckt. Diese verbreitete Zeitschrift nennt das Buch Hehns ein klassisches Werk, von dem man „nicht Rühmens genug machen könne“. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, dieses Urteil aus den angegebenen Gründen etwas auf seine Richtigkeit hin zu prüfen, um so mehr, als darin mit dem Pathos der Unfehlbarkeit und dem Schein der ästhetisch gründlichen Be-